
Ludwik Flecks Theorie vom Denkkollektiv und die historischen Kulturwissenschaften

Birgit Ulrike Münch und Martin Przybiski

Einer sowohl erkenntniskritischen als auch relativistischen Sicht zufolge ist der Gegenstand von Forschung dieser nicht vorgegeben, sondern wird zuallererst im Vollzug seiner Erforschung hervorgebracht. Einer der ersten, wenngleich erst mit deutlicher zeitlicher Verspätung rezipierten Verfechter dieser Form wissenschaftlicher Hermeneutik war der polnisch-israelische Mediziner und Wissenschaftstheoretiker Ludwik Fleck (1896–1961). Beispielhaft stellte er seine Theorie des ›Denkstils‹ und ›Denkkollektivs‹ anhand der Geschichte der Nosologie der Syphilis in einer 1935 in Basel auf Deutsch veröffentlichten Studie unter dem Titel »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache« dar (Fleck 1980). Flecks zentrales Explikationsbeispiel ist somit bereits zugleich historischer wie wissenschaftshistorischer Natur: es befasst sich mit einem einschlägigen Gegenstand der Geschichte der Krankheiten in Europa – mit einer der für die Realien- wie für die Ideengeschichte folgenreichsten venerischen Erkrankungen überhaupt – und es schreibt ein Kapitel der Medizingeschichte, indem es sich kritisch mit der Metaphorizität des sprachlichen Beschreibungs- und Interpretationsinventars auseinandersetzt (Trenn 1976, S. 1–13). Letzteren Aspekt, seine Kritik an der Blindheit der medizinischen Forschung vor ihrer eigenen Geschichtshaftigkeit, hatte Fleck schon acht Jahre vor seiner genannten Monographie in einem kurzen programmatischen Aufsatz »O niektórych swoistych cecach myślenia lekarskiego«¹

1 Erschienen in *Archiwum Historii i Filozofii Medycyny* 6 (1927), S. 55–64; in deutscher Übersetzung unter dem Titel »Über einige spezifische Merkmale des ärztlichen Denkens« zuerst in Fleck 1983, S. 37–45, und wieder in Fleck 2011, S. 41–51.

in polnischer Sprache und in noch deutlicheren Worten behandelt sowie zwei Jahre später in einem ebenfalls knappen Beitrag in der deutschsprachigen Fachzeitschrift »Die Naturwissenschaften« (Fleck 1983, S. 46–58).

Die Differenzen zwischen einem ätiologischen, in der westlichen Moderne bevorzugten, und einem symptomatischen, das Denken der europäischen Vormoderne prägenden, Krankheitsbegriff machen über das Spezifische hinaus viel Grundsätzliches an wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn augenfällig: Definiert man Krankheiten symptomatisch, so ist die Verwandtschaft zwischen heute unterschiedenen Krankheiten unleugbar; der ätiologische Krankheitsbegriff ist nicht einfach der logisch einzige, er stellt sich nicht einfach bei einem gewissen Quantum an Wissen von selbst ein. Einer der Kardinalirrtümer der Medizin(geschichte) ist es nach Fleck, davon überzeugt zu sein, Krankheiten hätten sich im Laufe der Menschheitsgeschichte nicht verändert, »Lepra« sei zum Beispiel historisch immer schon »Lepra« im Sinne der modernen Medizin und ihres ätiologischen Krankheitsbegriffs gewesen, von den vormodernen Medizinern nur nicht – aufgrund eines »falschen« Krankheitsbegriffs – als solche erkannt worden (Fleck 1980, S. 159–161).

Wenn also Flecks Theorie ihrem eigenen Verständnis nach schon immer um die Klärung spezifisch historischer Fragen anhand historischen Quellenmaterials bemüht war, liegt der Schluss nahe, dass gerade die historischen Wissenschaften eine hohe Affinität zu Flecks Thesen sowie einen hohen Grad an Applizierbarkeit seiner Vorgehensweise aufweisen sollten (Werner 2014, S. 31–48; Rheinberger 2005, S. 29–31). Doch selbst, wenn man dieser Grundannahme zustimmen mag, bleibt nichtsdestoweniger die Frage zu klären, ob die Theorie vom Denkkollektiv einen besonderen Erkenntnisgewinn für kulturwissenschaftlich geleitete, an historischen Objekten arbeitende Forschungen verspricht – kurz, wo liegt der analytische Mehrwert von Flecks Epistemologie? Und wie lässt sich dieser Mehrwert tatsächlich an historischem Quellenmaterial sowie dessen bisheriger disziplinärer Untersuchung erweisen, wenn es sich dabei nicht wie bei Flecks Fallbeispiel um letztlich normative, in ihrem jeweiligen zeitgenössischen Sinnkontext als »naturwissenschaftlich« verstandene schriftliche und illustrierende Quellen handelt, sondern um Text- und Bildgattungen, die in ihrer Verstehenssemantik weitaus offener sind, also um im weitesten Sinne literarische oder bildkünstlerische Artefakte. Welche Anknüpfungspunkte bestehen für deren Interpretation oder für die Geschichte ihrer Interpretation in Flecks epistemologischem Entwurf?

1 Flecks Epistemologie: Sehen und Lesen

Flecks Theorie ist, dies hat der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner – wie Fleck gleichfalls auch Mediziner – gezeigt, eingebunden in generelle Überlegungen zur Relationalität von Wahrnehmung und Erkenntnis unter den Bedingungen sich wandelnder Medialität (Hagner 2010, S. 575–592). In der Geschichte des erkenntnistheoretischen Fundamentalienstreits darüber, ob wissenschaftliche Apparaturen reine Verlängerungen der Sinnesorgane (›Prothesen‹) darstellen, die den Wahrnehmungsvorgang zwar schärfen oder verbessern, jedoch nicht verändern, oder ob die Untersuchungsmedien die Rezeption grundsätzlich steuern und beeinflussen, sich daraus also ein »mediales Apriori der Wahrnehmung und damit der Erkenntnis« (Hagner 2010, S. 577) ergibt, wurde eine der radikalsten Positionen im Sinne der zweiten genannten Option sicher von dem französischen Wissenschaftstheoretiker Gaston Bachelard (1884–1962) vertreten: Ihm zufolge vollzieht sich Erkenntnis immer entgegen dem Augenschein, er spricht folgerichtig von einer ›rupture epistemologique‹ und fordert, dass die menschlichen Sinnesorgane idealiter aus jeglichem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess ausgeschlossen sein sollten (Bachelard 1928). In diesen grundsätzlichen Forderungen sind ihm die im sogenannten ›Wiener Kreis‹ versammelten deutschen und österreichischen Philosophen, Sozial- und Naturwissenschaftler – unter anderen der Physiker Moritz Schlick (1882–1936), der Philosoph Rudolf Carnap (1891–1970) und der Physiker Hans Reichenbach (1891–1953) – gefolgt, die den ›logischen Empirismus‹ oder ›Neopositivismus‹ mit der Forderung nach einer einheitlichen wissenschaftlichen Sichtweise, nach einer ›Einheitswissenschaft‹ auf der Basis der Logik der Physik begründeten (Carnap 1928) und damit zum ersten Mal in der Geschichte der disziplinären Ausfächerung der Wissenschaften die Rolle der ›Leitwissenschaft‹ für ein genuin naturwissenschaftliches Paradigma beanspruchten (Stadler 1997).

Gegen diese, das Primat positivistischen Denkens und Forschens verabsolutierende Sichtweise wandte sich Fleck mit der Ansicht, dass wissenschaftliche Erkenntnis prinzipiell nicht von alltäglicher menschlicher Sinneswahrnehmung zu differenzieren und somit als eine originär menschliche Tätigkeit anzusehen sei. Zudem fuße sie, wiederum in Analogie zu allgemeinen menschlichen Verhaltensnormen, auf einem Dreischritt von Etablierung, Akzeptanz oder Durchbrechung spezifischer Konventionen. Für Hagner gehört Fleck mit seiner These vom Denkstil und

Denkkollektiv neben dem ungarischen Chemiker und Philosophen Michael Polanyi (1891–1976) und dessen Werk »The Tacit Dimension« (Polanyi 1966) zu den »Gründungsfiguren der zeitgenössischen Wissenschaftsforschung« (Hagner 2010, S. 580).

Hagner schlägt zugleich vor, Flecks Wissenschaftsphilosophie als »skopische Epistemologie« (Hagner 2010, S. 578) zu bezeichnen, also als eine originär mit dem Sehensinn verbundene Erkenntnistheorie, wobei im Weiteren noch zu zeigen sein wird, dass diese spezifische Form wissenschaftlichen ›Sehens‹ auch das ›Lesen‹ – beides im Sinne der Interpretation – mit einschließt. Anknüpfend an die Unterteilung der beiden grundsätzlichen Erscheinungsformen einer Wissenschaftsphilosophie durch den nordamerikanischen Wissenschaftstheoretiker Thomas S. Kuhn (1922–1996) in eine Logik der Forschung und eine Psychologie der Erkenntnis – wonach es für erstere verbindliche Strukturen gibt wie Objektivität, Beweis, Rationalität oder eben Logik und hingegen für letztere die Quellen der Erkenntnis im Forscher selbst liegen (Kuhn 1970) – gehört Flecks Position eindeutig zur zweiten Kategorie und versucht, »einen szientistischen oder besser: physikalistischen Reduktionismus zu vermeiden« (Hagner 2010, S. 579).

Flecks und Polanyis Theorien sind in unterschiedlicher Art und Weise mit zentralen Aspekten der Gestaltpsychologie oder Gestalttheorie verbunden, die von den deutschen Psychologen Wolfgang Köhler (1887–1967), Kurt Koffka (1886–1941) und Max Wertheimer (1880–1943) entwickelt worden war und der zufolge menschliche Wahrnehmung vor allem über das Zusammensehen und Zusammendenken von als gleichwertig verstandenen Einheiten gelenkt werde (Koffka 1923, S. 375–399), wobei deren Gleichwertigkeit sich in ihrer Struktur, ihrer Ganzbeschaffenheit und/oder ihrem Wesen, den zuerst von dem deutschen Philosophen Christian von Ehrenfels (1859–1932) in einem 1890 veröffentlichten Aufsatz als ›Gestaltqualitäten‹ bezeichneten Grunderscheinungsformen einer jeden elementaren Einheit (von Ehrenfels 1967, S. 11–43), ausdrücken könne (Metzger 1975, S. 11–17). Demnach tendiere menschliche Wahrnehmung grundsätzlich zur Serialisierung und Konventionalisierung, also zu just den Formen der Heterogenitätsivellierung, die Fleck als konstitutiv für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess innerhalb eines Denkkollektivs beschreibt und sich damit von dem abgrenzt, was er als »Mythus über Beobachtung und Experiment« charakterisiert:

»Das erkennende Subjekt figuriert als eine Art Eroberer vom Typ Julius Cäsars, der nach der Formel *veni-vidi-vici* seine Schlachten gewinnt. Man will etwas

wissen, man macht die Beobachtung oder das Experiment – und schon weiß man es. Selbst Forscher, die manche Kämpfe gewannen, glauben dieses naive Märchen, wenn sie retrospektiv ihre eigenen Arbeiten betrachten.« (Fleck 1980, S. 111)

An die Stelle dieser zwar weit verbreiteten, aus seiner Sicht nichtsdestoweniger als »Unding« und »Spielzeug« (Fleck 1980, S. 121) zu bewertenden Idee wissenschaftlicher Erkenntnis, will Fleck die Befassung mit zwei anderen, einander ablösenden und ineinander übergehenden Wahrnehmungstypen gerückt sehen: »1. als das unklare anfängliche Schauen und 2. als das entwickelte unmittelbare Gestaltsehen« (Fleck 1980, S. 121), wobei das Schauen ungerichtet und ziellos ist, es

»schließt nichts aus und erkennt nichts, es ist explorativ und fragmentarisch, recurriert nicht auf Gedächtnis und Erfahrung. Das Gestaltsehen hingegen ist gerichtet, es hat eine geschlossene Einheit und setzt Erfahrungheit in einem bestimmten Wissensgebiet voraus.« (Hagner 2010, S. 583)

Das ›Gestaltsehen‹ im Fleckschen Sinne mit seiner Basis in erlernten Konventionen ist demnach jener verfestigte ›Denkstil‹, der in jedem ›Denkkollektiv‹ vorherrscht und aufgrund seines hohen Resilienzgrades »anderes Gestaltsehen und andere Tatsachen unmöglich« macht (Fleck 1980, S. 122). Da es zeitgleich zahlreiche verschiedene Denkstile geben und jedes menschliche Individuum je nach gegebenem Kontext auch Mitglied in verschiedenen Denkkollektiven sein kann, spricht sich Fleck mit diesem Konzept zugleich gegen jede Form der Verabsolutierung einer disziplinären Vorgehensweise als ›Leitwissenschaft‹ aus, um den »Irrtum, eine Wissenschaft sei fähig, mehr als über sich selbst auszusagen« (Einstein 1914, Sp. 279) zu vermeiden. Letzten Endes, wenngleich dies bei ihm lediglich implizit geschieht, wird Fleck damit auch zu einem Vorkämpfer für die Berechtigung des Methodenpluralismus sowie der Disziplinenvielfalt.

Unsere Ausgangsfrage, welchen Mehrwert die historisch arbeitenden Kulturwissenschaften aus einer Adaptation der skopischen Epistemologie Flecks ziehen könnten, soll nunmehr anhand zweier Beispiele von Wissenschaftsdisziplinen, die seit ihrer Entstehung das Sehen und Lesen in den Fokus ihres jeweiligen Denkstils gestellt haben, dargestellt werden – anhand der Kunstgeschichte und der Philologie.

2 Sehen: Denkstile der Kunstgeschichte

Auch der deutsche Kunsthistoriker Hans Sedlmayr (1896–1984) hatte 1925 in einem programmatischen Aufsatz anhand des Beispiels des römischen Barockkirchenbaus San Carlo alle Quattro Fontane von Francesco Borromini auf die Erkenntnisse der Gestalttheorie rekurriert (Sedlmayr 1925, S. 65–73). Er erkannte die Travée (dt. Säulenjoch) als verbindendes Motiv sowohl der Fassaden- als auch der Innenraumgestaltung, gleichzeitig betonte er jedoch auch, dass sich das Bauwerk durch eine Doppelstruktur auszeichne, die nicht nur Travéen, sondern auch Nischen aufweise. (Bohde, S. 154–156) Eingeleitet wird der Aufsatz mit einer als Referat bezeichneten Rezension Ernst von Asters (von Aster 1924, S. 359) zu Kurt Koffkas Theorie der Erlebniswahrnehmung (Koffka 1923, S. 375–399), die letzterer in den »Annalen der Philosophie« vorgelegt hatte. Koffka unterscheidet zwischen Beschreiben und Sehen und verdeutlicht dies am »Wirrwarr« eines Motors, den man ohne Kenntnis seiner Funktion allein als eine Ansammlung von eckigen und runden Teilen wahrnehme. Erst durch ein »gestaltetes Sehen des Motors, wie es nicht nur einer solchen Beschreibung zugrunde liegt, sondern auch durch sie bedingt werden kann« erschließt sich dem Betrachter die Funktion und das Zusammenspiel dieser Einzelteile (Koffka 1923, S. 393 f.).

Sedlmayr leitet hieraus drei Stufen des Sehens ab: 1. Schauen ohne Verstehen: »Das Gebilde gestaltet sich ihnen nicht.« (Sedlmayr 1925, S. 65), 2. einfaches Beschreiben: »Auf dieser Stufe des Sehens weicht der Eindruck des Komplizierten: ›Das ist ja ganz einfach!‹ [...] Der Mangel dieser Stufe sehenden Begreifens ist, daß sie zu einfach ist.« (Sedlmayr 1925, S. 66), 3. »gestaltetes Sehen« auf der Grundlage von kombinatorischem Vorwissen, das zur Erkenntnis des Ganzen führt, das dadurch beschreibbar wird: »Auf dieser Stufe des Sehens ist wieder alles kompliziert, ›reich‹, dabei bestimmt und klar. Eine ›gute‹ Beschreibung ist erst hier möglich.« (Sedlmayr 1925, S. 69). Damit bezieht sich Sedlmayr auf eine kunstgeschichtliche Applikation gestalttheoretischer Annahmen, die vor ihm bereits der Kunst- und Literaturtheoretiker Carl Einstein (1885–1940) in einem kurzen Beitrag aus dem Jahre 1914 vorgeschlagen hatte, jedoch ohne dass Sedlmayr auf Einsteins These: »Gegenstand der Kunst sind nicht Objekte, sondern das gestaltete Sehen« (Einstein 1914, Sp. 278), hinwies, und erläutert die Mängel der beiden ersten von ihm klassifizierten Stufen des Sehens wie folgt: »Auf der ersten Stufe fallen die Kennzeichnungen sehr allgemein aus. [...] Auf

der zweiten sind die Charakteristika einerseits greifbarer, dafür in Gefahr flach und beengt zu bleiben, anderseits noch vager.« (Sedlmayr 1925, S. 70)

Sedlmayrs Zusammenfassung seiner Theorie vom ›gestalteten Sehen‹ – unter direktem Bezug auf eine Arbeit Max Wertheimers (Wertheimer 1925, S. 182) – lautet daher:

»gewiß ist es, daß man, ohne das Prinzip der Gestaltung eingesehen zu haben, zu echten ›Begriffen‹ von Kunstwerken nicht vordringt, die anzustreben zur Pflicht wird, wo wissenschaftliche Beschäftigung mit Kunstwerken beabsichtigt ist. Zu echten Begriffen: das heißt zu solchen, die ›von wenigen Zentralen aus das übrige bestimmbar, begreifbar machen‹ und daher auch um so schärfer das hervortreten lassen werden, was auf solche Weise nicht mehr verstehbar ist.« (Sedlmayr 1925, S. 73)

Der Kunsthistoriker gelangt somit zu einer Fleck ähnlichen These, allerdings ohne daraus dessen erkenntnistheoretische Kritik zu folgern, wonach Gestaltsehen zwar zu wissenschaftlicher Erkenntnis führe, gleichzeitig aber keine Innovationen zulasse.

In jüngerer Zeit hat Jörg Trempler innerhalb einer zweiseitigen Rezension (Trempler 2008, S. 96 f.) und mit knappen Hinweisen in zwei rezenten Beiträgen (Trempler 2012, S. 3–18, Trempler 2010, S. 99–111) auf die Bedeutung von Flecks Epistemologie im Rahmen einer historischen Anthropologie der Bilder hingewiesen. Er geht von der an Fleck angelehnten Prämisse aus, »dass ein unvorgebildetes, voraussetzungsloses Sehen niemals ein Erkennen sein kann. Aus Wissen und Sehen entsteht das ›Objekt‹. Diese Schöpfung ist vergleichbar einer Entstehung von ›Tatsachen‹, wie sie Fleck in seinem Buch beschrieben hat« (Trempler 2008, S. 96 f.). Demzufolge spielen Bilder eine mindestens ebenso wichtige Rolle im Prozess des Festschreibens wissenschaftlicher Tatsachen, also bei der Herausbildung und Konventionalisierung eines bestimmten Denkstils innerhalb eines bestimmten Denkkollektivs, denn nur »das Vergewissern der Erkenntnisse durch Bilder innerhalb einer Gruppe schließt gleichsam ›die Gehirne zusammen‹« (Trempler 2012, S. 12). Sie können aber auch bei der Durchbrechung etablierter Denkstile helfen, indem sie die Historisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse und dadurch ihre Revidierbarkeit ermöglichen: »hier sieht der Betrachter, dass nicht nur neue Bilder neue Theorien schaffen, sondern die Bilder der alten Theorien auch ihre unmittelbare Naturzugehörigkeit verlieren. In diesem Sinne werden sie gewissermaßen zu

Bildern oder genauer: Sie werden jetzt nicht mehr in ihrem natürlichen Charakter gesehen, sondern in ihrem bildlichen.« (Trempler 2012, S. 12) Diese These lässt sich für Trempler nachdrücklich an einer veränderten Sicht auf das Verhältnis von Malerei und Fotografie exemplifizieren: Während der bis heute dominierende Denkstil davon ausgehe, »dass die Fotografie ein objektives Bildverfahren ist, das in diesem Sinne Bildbeweise erzeugen kann und damit wahre Bilder erzeugt« (Trempler 2010, S. 100), könne die Relation ebenso gut dahingehend beschrieben werden,

»dass es in der Bildgeschichte nach 1750 eine breite europäische Strömung gab, die ein Wahrhaftigkeitskonzept entwickelte, auf dessen fruchtbaren Nährboden die Fototechnik überhaupt erst entstehen konnte. Nicht die Fotografie hat die Malerei verändert, könnte man zugespitzt formulieren, sondern die Malerei hat die Fototechnik vorbereitet und gewissermaßen hervorgebracht.« (Trempler 2010, S. 100)

Man kann jedoch argumentieren – um das Beispiel der Fotografie beizubehalten – dass die Malerei nicht nur zu Beginn ihrer Entstehung, sondern noch immer einen gravierenden und unlöschbaren Einfluss auf die Fotografie – oder auf bestimmte Kategorien von Fotografie – hat, auch wenn dies indirekt und möglicherweise auch im Unterbewussten abläuft. Ein beredtes Beispiel hierfür ist das Werk des 1948 in Syracuse geborenen Kriegsfotografen James Nachtwey. Er selbst bezeichnet sich als ›antiwar photographer‹. Seine homepage wird von dem Satz eingeleitet: »I have been a witness, and these pictures are my testimony« (www.jamesnachtwey.com). Nachtwey ist es wichtig zu betonen, dass er als Kriegsberichterstatter nur mehr Augenzeuge sei. Seine Fotografien zeichnen sich durch eine ganz spezifische Ästhetik aus, was angesichts der von Nachtwey als bewusst objektiv beschriebenen Arbeitsweise irritiert und etwa von Richard B. Woodward kritisiert worden ist, der ihm vorwirft, keinesfalls die Leiden des Krieges zu dokumentieren, um mit diesen ›Wirklichkeitsbildern‹ politisch etwas zu bewegen, sondern Kunstwerke zu konzipieren. Nachtwey sei »clearly obsessed by the consequences of war on the body, by maiming and facial disfigurement, by the abstract pattern of a desecrated corpse in the sand.« (Woodward 2000) In der Tat erinnern einige Fotografien an zentrale Ikonographien der Passionsikonographie, wie etwa die Fotografie aus dem Rwanda-Zyklus »Zaire 1994«, auf welcher an Cholera verstorbene Flüchtlinge, die vor den Hutu geflohen waren, in einem Mas-

sengrab verscharrt werden. Eine Leiche hängt an einem bedruckten Tuch vom Lastwagen herunter und erinnert durch diese quasi-schwebende Körperhaltung, besonders des rechten, nach unten hängenden Armes, an eine Darstellung der Kreuzabnahme in der europäischen Kunst des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Im Werk Nachtweys, der eine künstlerische Komposition innerhalb seiner Photographien immer vehement abstritt, finden sich zahlreiche weitere Fotografien, die den Betrachter an Gemälde oder Druckgraphiken zur Pietà oder auch an die Kreuztragung erinnern. Dass James Nachtwey, der von 1966 bis 1970 vier Jahre Kunstgeschichte und Politische Wissenschaften am Dartmouth College studiert hatte, das nicht zuletzt aufgrund der Ausbildung zweifelsfrei vorhandene eigene ›Bildgedächtnis‹ bei seiner Arbeit nicht deaktivieren kann, und daher auf durch die Kunst vorgeprägte Bilder zurückgreift, steht außer Frage. Ob dies bewusst oder unbewusst abläuft, lässt sich schwer eruieren.

Auch wissenschaftsgeschichtlich – bezogen auf die Fachtradition der Kunstgeschichte – steht das Entstehen von Tatsachen im Sinne Flecks als Verbindung von Wissen und Sehen sogar am Beginn eines noch jungen, wenig etablierten Faches, das sich erst durch den sogenannten Dresdner Holbeinstreit 1871 seiner eigenen Methoden wie Stilgeschichte oder Ikonographie bewusst wurde und versuchte, die Interpretation einer literarisch-sentimentalen Betrachtungsweise (Kultermann 1996, S. 136–141) durch objektivierbare Verfahrenstechniken zu ersetzen. Von dem von Hans Holbein dem Jüngeren gemalten Bild der »Madonna des Bürgermeisters Meyer zum Hasen«, dessen Original sich heute in der Sammlung Würth, Schwäbisch Hall befindet, gibt es zwei Fassungen, wobei das Original sowie eine um 1633 anfertigte Kopie existieren, die heute in der Gemäldegalerie Alte Meister in Dresden gezeigt wird. Im 18. Jahrhundert befand man jedoch dieses hochgefeierte Gemälde in Dresden, das in der dortigen Sammlung quasi das nordalpine Pendant zu Raffaels »Sixtinischer Madonna« bildete, als das Original, während das heute als echtes Gemälde Holbeins identifizierte Bild sich zu dieser Zeit in der Sammlung Prinz Wilhelms von Preußen in Berlin befand, während es 1851 nach Darmstadt verbracht wurde. Um den Streit und das Dilemma zu lösen, wurde eine Ausstellung in Dresden initiiert und innerhalb eines ebenfalls stattfindenden Kongresses im September 1871 beide Gemälde das erste Mal nach der Entstehung der Kopie wieder zusammengebracht. Durch stilgeschichtliche Vergleiche beider Werke konnte die vermeintliche Kopie, die sogenannte Darmstädter Madonna, als Original identifiziert werden. Aus dem Vorwissen, daher etwa

des Wissens um die Provenienz beider Werke – die Dresdner Kopie war von dem Maler und Kunsthändler Michel Le Blond im 17. Jahrhundert wohl bei dem Maler Bartholomäus Sarburgh in Auftrag gegeben worden – und dem Sehen – somit das der Kunstgeschichte spätestens seit diesem Ereignis stets immanente vergleichende Sehen – konnte das Original von der Fälschung unterschieden werden. Der Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin (1864–1945), dem eine solche Objektivierbarkeit der Argumentation wichtig war, führte – sicher auch in Bezug zum Dresdner Streit – die Diaprojektion mit zwei Projektoren konsequent in seinen Vorlesungen ein, was zu diesem Zeitpunkt ein Novum darstellte (Gombrich 1985, S. 119).

Gemäldetechnologische Untersuchungen und Röntgenuntersuchungen brachten Jahre nach dem Holbeinstreit die Erkenntnis, dass das Original Unterzeichnungen aufwies, die darüber hinaus auch mit den vorhandenen Zeichnungen, die Holbein in Vorbereitung des Auftrags angefertigt hatte, zusammenpassten. An diesem Beispiel zeigt sich somit erneut, dass es erst einer Revision des vorherrschenden Denkstils bedarf, um konventionalisierte wissenschaftliche Tatsachen innerhalb eines disziplinären Denkkollektivs auf den Prüfstein stellen zu können.

3 Lesen: Die deutsche Literatur des Mittelalters und das Denkkollektiv der Interpreten

Müssen Texte interpretiert werden? Genügt es nicht, dass Leserinnen und Leser sie genießend rezipieren, indem sie auf sie hören, sie in sich aufnehmen und ihre Phantasie, ihre Empfindung von ihnen bewegen, anregen lassen? Allein – in der Regel bringt der Genuss kein Verstehen mit sich. Allzu oft bleiben gerade bei Texten, denen die Fachwelt – also der exkludierende Bund derjenigen, die den Genuss schon lange durch das Verstehen ersetzt haben – unisono eine unbestreitbare literarische Qualität attestiert, und die zudem eine große, bedeutsame Wirkungsgeschichte für sich beanspruchen können, sowohl Genuss als auch Verstehen bei breiteren Schichten Lesender aus. Dieses Schicksal ereilt vor allem Texte, die aus einer historisch gewordenen Stufe unserer eigenen Sprache stammen – doch bei weitem nicht diese allein. Letzten Endes ergibt sich das Problem der Interpretation älterer Texte jedoch nicht aus ihrem höheren Alter, ihrem höheren Grad der Veraltung. Mit Hilfe basalen linguistischen Wissens sind nämlich auch jene Texte, wie ihre Verwandten aus jüngeren Epochen

der deutschen Literaturgeschichte, in ihrem primären Wortsinn recht einfach zu entschlüsseln. Der Wortsinn ist aber noch nicht der Sinn des Textes. Die eigentliche Schwierigkeit beim interpretierenden Lesen eines Textes hängt nicht vom Grad der Fremdheit seines sprachlichen Mediums – einfacher, von seinem Alter – ab. Obwohl die Entschlüsselung des Wortsinns einen ersten Schritt der Interpretation bildet – bei einem Text des 13. wie des 21. Jahrhunderts –, garantiert dies noch lange nicht, dass der Sinn des Textes erreicht, dass die Essenz der Aussage offengelegt wird.

Für die generellen Schwierigkeiten des Interpretierens lässt sich eine Reihe von Gründen benennen. So ist es zum Beispiel eine nicht allein den Literaturhistorikern leicht zugängliche Erkenntnis, dass im Falle von Texten höheren Alters ein bestimmter Denkstil den verlässlichen, Produzenten und – einige – Rezipienten, den Autor und zumindest einen Teil seines Publikums verbindenden Rahmen bildete, der jedoch seither durch andere Denkstile abgelöst und ersetzt worden ist. Daher erscheinen solche Texte rezenten Leserinnen und Lesern oftmals als beziehungslos, ja als nachge-
rade banal, obwohl es tatsächlich diese Leserinnen und Leser sind, die beziehungslos vor dem Text stehen und den eigenen Denkstil zum Maßstab seines Verstehens erheben. Ohne das Wissen um die höchst aufgeladene Bedeutung, die einem konzeptuellen Begriff wie dem des *amour courtois* oder der *minne*, der ›höfischen Liebe‹, im Denkkollektiv des volkssprachlichen Adels Zentraleuropas zukam (Schnell 1985) sowie um dessen immer wieder in kontrafaktorischer Weise in aufeinander Bezug nehmenden Liedern verschiedenster Dichter des ausgehenden 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts hin- und hergewendete semantische Nuancen bleiben Texte aus der Feder Reinmars des Alten oder Walthers von der Vogelweide in der Tat aussagelos, in ihrer Bildlichkeit oftmals simpel und banal. Und da das universitär-philologische Denkkollektiv des 19. und frühen 20. Jahrhunderts das Verhältnis der beiden genannten Autoren nur in den Parametern von Lehrer-Schüler-Konkurrenz zu denken bereit war, entstand daraus die sich über einhundertzwanzig Jahre haltende Überzeugung, es habe eine ›Reinmar-Walther-Fehde‹ gegeben (Burdach 1880) – eine Theorie, die erst durch einen veränderten Blick auf die gleichen Quellen, durch eine Veränderung im Denkstil revidiert und als intertextuell kommunizierende, auf eine für beide Dichter in gleichem Maße publikumswirksame Inszenierung beschreibbar wurde (Bauschke 1999). Dabei handelt es sich bei diesen beiden divergierenden Interpretationen im Sinne Flecks nun nicht etwa um eine falsche ältere und eine richtige jüngere These, also keines-

wegs um die Auflösung einer mehr als hundertjährigen »germanistischen Legendenbildung« (Schweikle 1986, S. 235); vielmehr haben beide Thesen im Lichte ihres jeweils zeitgenössischen Denkstils recht, sie gelangen nur deshalb zu unterschiedlichen Ergebnissen, weil zwischen ihnen ein grundlegender hermeneutischer Wandel liegt, eine Veränderung im Denkkollektiv oder eben ein Paradigmenwechsel im Sinne Kuhns, der deutlich werden lässt, dass der Kontext der Frage nicht äußerlich ist, sondern vielmehr die Form prägt, die die Frage annimmt (Butler 2003, S. 17). Ein von Fleck geleiteter Blick auf die Geschichte der einzelnen Wissenschaften führt somit nachgerade zwangsläufig zu der Erkenntnis, die der französische Althistoriker Paul Veyne im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zur geschichtsprägenden Macht von Mythen formuliert hat: »Die Geschichte der Wissenschaften ist nicht die fortschreitende Entdeckung der richtigen Methode und der wahren Wahrheiten.« (Veyne 1987, S. 13)

Wenn nun also im Falle interpretierenden Lesens der Akt des definierenden Erkennens gleichbedeutend mit dem Akt der Entstehung einer wissenschaftlichen Erkenntnis ist, ist jede Interpretation – ganz im Sinne der Epistemologie Flecks – denkkollektivistisch konventionalisiert oder, anders ausgedrückt, kulturell determiniert und konditioniert. Da der jeweilige Vertreter einer jeden Interpretation aber nun einmal Teil seiner spezifischen wissenschaftlichen Kultur, seines spezifischen Fleckschen Denkkollektivs, ist – und Kulturen nun einmal essentialiter immer etwas Kollektives sind –, fällt die Kulturiertheit, die Konventionalität vermeintlich objektiver wissenschaftlicher Wahrheiten, die *sine ira et studio* gefunden worden sein sollen, so selten auf. Zugleich entscheidet dadurch das jeweilige wissenschaftsdisziplinäre Denkkollektiv selbst über die Art und den Umfang eben jenes erst zu findenden Wissenswerten. Indem objektivierte Fakten zum Ausgangs- und Zielpunkt ein- und desselben Denk- und Verstehensprozesses erklärt werden, verbleiben die Möglichkeiten einer radikalen Erweiterung des Wissbaren stets im Rahmen der zuvor selbst festgelegten Parameter, die noch dazu durch den Verweis auf ihre vermeintliche Objektivität – und damit letzten Endes unantastbare Unhintergebarkeit – zu einem profanen Sakrosanktum erhoben werden. Eine interpretierende Philologie im Sinne Flecks ist aber gerade nicht eine solche, »die im Sinne eines Expertenwissens an – sprachwissenschaftliche – Spezialisten zu delegieren wäre. Sie ist vielmehr Teil jeder Forschungstätigkeit, solange zu dieser der – sinnvolle – Umgang mit Sprache gehört« (Fehr 2005, S. 41).

Daher lässt sich Flecks Theorie auch nicht allein auf historische Forschungsobjekte gewinnbringend applizieren, sondern zugleich auf die eigene Geschichte der historisch forschenden Wissenschaften: So begriff sich beispielsweise die universitäre Germanistik des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts selbst als an vorderster Front eines nationalen Großprojektes stehend, dass in den literarischen Hervorbringungen vergangener Epochen ein immer schon vorhandenes deutsches Volksbewusstsein und völkische Eigenzüge herausarbeiten sollte, um somit das originär ›deutsche Element‹ einer als homogen verstandenen, letztlich bis in die germanische Vorzeit zurückreichenden Kultur aus den Quellen der Dichtkunst zu beweisen (von See 1994). Folgerichtig wurden auch alt- und mittelhochdeutsche Werke, allen voran epische Texte, in denen man eine heldische Fatumabhängigkeit propagiert sah wie beispielsweise im »Hildebrandslied« oder im »Nibelungenlied«, als schlagende Beispiele für eine ›deutsche Nationalliteratur‹ lange vor der staatlichen Gründung einer deutschen Nation dargestellt (Heinzle und Waldschmidt 1991; Kehm 2015). Aber auch ein durch und durch höfischer Text wie Wolframs von Eschenbach »Parzival« wurde, insbesondere im Vergleich mit seiner alfranzösischen Quelle, dem »Conte du Graal« des Chrétien de Troyes, für eine vom herrschenden Denkstil geleitete Interpretation herangezogen, wie die folgenden Sätze aus einer der populärsten Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts – Wilhelm Scherers (1841–1886) zum ersten Mal drei Jahre vor dessen Tod erschienenen und bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts nachgedruckter »Geschichte der Deutschen Literatur« – zeigen:

»Wolframs ›Parzival‹ ist [...] die klassische Gestaltung des Stoffes innerhalb der mittelalterlichen Literatur. Ein schriftunkundiger Deutscher hat den tiefsten Gehalt des europäischen Rittertums künstlerisch verewigt. Und er hatte nicht mit namenlosen Erzählern zu wetteifern, deren Erfindungen erst die Seele einzuhauchen war. Kein Geringerer als Chrestien von Troyes hatte den Stoff zu bearbeiten angefangen [...]. Aber Chrestiens *Perceval* ist wohl sein schwächstes Werk; und vielleicht hätte seine beste Kraft für diesen Stoff nicht ausgereicht. Durchweg übertrifft Wolfram den Franzosen. Er übertrifft ihn in der Gesinnung und er übertrifft ihn in der Kunst.« (Scherer 1883, S. 181).

In diesen und zahlreichen ähnlichen Äußerungen wird deutlich, wie sehr der Denkstil der Philologen des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von nationalen und politischen Antagonismen geprägt war, wobei ent-

sprechende Interpretationen nationenunabhängig von deutschen, französischen, russischen oder anderen Literaturwissenschaftlern gleichermaßen vertreten wurden. Eine Veränderung dieses Denkstils wurde erst im Verlaufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts möglich, nicht zuletzt unter den Erfahrungen des genozidalen Zivilisationsbruchs des Zweiten Weltkriegs. An die Stelle des national Trennenden trat nunmehr schrittweise das übernational Verbindende innerhalb der vormodernen Literatur – und diese Revision des Denkstils wurde nicht zufälligerweise von Wissenschaftlern betrieben, die in den Jahrzehnten zuvor persönlich Opfer der Ausgrenzung aus dem philologischen Denkkollektiv geworden waren. So formulierte 1952 der Romanist Erich Auerbach (1892–1957), der Geist sei nicht national – eine Erkenntnis, die seiner Ansicht nach schon »die vor-nationale mittelalterliche Bildung« (Auerbach 1992, S. 96) besessen habe. Der derzeitige Endpunkt, also der mittlerweile vorherrschende, konventionalisierte Denkstil der Philologen hat die ›Nationalphilologie‹ praktisch vollständig zugunsten der Idee einer ›interkulturellen Wissenschaft‹ aufgegeben (Braune-Steininger 1996, S. 204–211).

Wie steht es nun also um das Wissbare, das das interpretierende Lesen eines Textes im Lichte der Fleckschen Epistemologie zu finden sucht? In der Interpretation eines künstlerisch geformten Textes entscheiden über Art und Umfang des Wissbaren und Wissenswerten auf der einen Seite der Text selbst, aber auf der anderen Seite ebenso der jeweilige Denkstil desjenigen Denkkollektivs, das sich um das Verstehen des Textes bemüht. Damit ist dem Interpretieren keinerlei Ende gesetzt – den Anfang bildet der Text selbst – und somit auch keinerlei Maß. Interpretation im Sinne einer ›Fleckschen Philologie‹ wie sie der Sprachtheoretiker Johannes Fehr vorgeschlagen hat (Fehr 2005, S. 33–41), ist die Negation des Maßes und damit die Bestimmung der Maßlosigkeit. Dem Maßlosen fehlt zwar die Bestimmtheit, es ist aber nicht leer, denn das Maßlose ist gleichgültig gegen jede Bestimmtheit, weil es frei ist, sich jede Bestimmtheit zu geben, die es potentiell in sich enthält.

4 Flecks Epistemologie und die historischen Wissenschaften

Die vorausgegangenen, exemplarischen Versuche, Flecks Theorie vom Denkkollektiv auf zwei kulturwissenschaftliche Disziplinen – die Kunstgeschichte und die Literaturhistorie – anzuwenden, konnten zeigen, dass es zwei Ebenen der Historisierbarkeit von Flecks skopischer Epistemologie geben kann: Sie erweist sich sowohl als sinnvoll und ergebnistragend applizierbar auf historische Gegenstände aus der Sicht (kultur)historischer Wissenschaftsdisziplinen als auch auf die historische Entwicklung der Forschungspositionen dieser Disziplinen selbst. Mit Flecks Epistemologie wird

»eine innere Historizität der Erkenntnisgewinnung ins Spiel gebracht, die weder mit einer unbeirrbaren, wenn vielleicht auch immer nur asymptotischen Annäherung an die absolute Realität [...] noch mit einer blossen Kontingenz in der Aufeinanderfolge von Ereignissen, also einem bloss zufälligen Strom von Entdeckungen oder einer Aufeinanderfolge von interesegeleiteten Konstruktionen gleichzusetzen ist. Vielmehr ist nun im Kernbestand des Epistemologischen selbst, in der *Episteme* als solcher ein Historisches angelegt, sie wird selbst als Kulturgebilde eigener Zeitlichkeit begriffen.« (Rheinberger 2005, S. 31)

Kunsthistoriker und Philologen – und sicher nicht nur diese – können für ihr jeweiliges Metier, dessen Analysen wahlweise vom interpretierenden Sehen oder interpretierenden Lesen geprägt werden bzw. letztlich von einer kontextabhängigen Schnittmenge aus beiden Erkennensvorgängen, lernen

»dass auch Medien in ein komplexes Geschehen eingefügt werden, das eben nicht nur einer einzigen Logik oder Ordnung folgt, und dass das Verhältnis von Wahrnehmung und Erkenntnis vielschichtiger ist, als es die Vorstellungen von der Prothese oder von der Substituierung der Wahrnehmung durch Instrumente suggerieren.« (Hagner 2010, S. 591)

Jede an Flecks erkenntniskritischer Theorie orientierte, historisch ausgerichtete kulturwissenschaftliche Disziplin erlangt somit auf der einen Seite einen klareren Begriff von sich selbst, insbesondere von der ihr jeweils eigenen Geschichtlichkeit sowie von der historischen Bedingtheit ihrer Erkenntnisse – nicht allein der sogenannten ›älteren Forschung‹, son-

dern gerade auch des aktuellen Forschungsstands –, auf der anderen Seite wird sie aber auch in die Lage versetzt, die Historizität der Selbstbeschreibung ihrer Quellen adäquater zu fassen, indem auch diese vermeintlich ungefilterten Eigenaussagen bereits als das erkennbar werden, was sie letztlich ebenfalls sind: Ausdruck eines historisch gewordenen Denkstils, der von einem spezifischen Denkkollektiv in eben diese Quellen eingeschrieben wurde. Beide Bereiche – historische Quellen wie die Forschung über sie – formen gemeinsame Bestandteile eines Erkenntnisprozesses, der verständlich werden lässt, dass die Menschen die Wahrheit nicht einfach finden, »sie machen sie, wie sie ihre Geschichte machen, und sie geben sie ihr zurück.« (Veyne 1987, S. 10)

Literatur

- von Aster, E. (1924). Referate. In: *Psychologische Forschung* V, S. 360.
- Auerbach, E. (1992). *Philologie der Weltliteratur. Sechs Versuche über Stil und Wirklichkeitswahrnehmung*. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Bachelard, G. (1928). *Essai sur la connaissance approchée*. Paris: Vrin.
- Bauschke, R. (1999). Die ›Reinmar-Lieder‹ Walthers von der Vogelweide. Literarische Kommunikation als Form der Selbstinszenierung. Heidelberg: C. Winter (Germanisch-Romanische Monatsschrift Beihefte 15).
- Bohde, D. (2012). *Kunstgeschichte als physiognomische Wissenschaft. Kritik einer Denkfigur der 1920er bis 1940er Jahre*. Berlin: Akademie.
- Braune-Steininger, W. (1996). Von der Nationalphilologie zur interkulturellen Wissenschaft. Wandlungen der Germanistik am »Standort Deutschland«. In: *Macht, Text, Geschichte. Lektüren am Rande der Akademie*. Hrsg. von Markus Heilmann und Thomas Wägenbaur. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 204–211.
- Burdach, K. (1880). *Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide*. Leipzig: S. Hirzel.
- Butler, J. (2003). *Kritik der ethischen Gewalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Carnap, R. (1928). *Der logische Aufbau der Welt*. Berlin: Weltkreis.
- von Ehrenfels, Ch. (1967). Über »Gestaltqualitäten«. In: *Gestalthaftes Sehen. Ergebnisse und Aufgaben der Morphologie. Zum hundertjährigen Geburtstag von Christian Ehrenfels* hrsg. von Ferdinand Weinhandl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 11–43.
- Einstein, C. (1914). Anmerkungen. In: *Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst* 4, Sp. 277–279.
- Fehr, J. (2005). Vielstimmigkeit und der wissenschaftliche Umgang damit. Ansätze zu einer Fleck'schen Philologie. In: *Tatsache – Denkstil – Kontroverse: Auseinandersetzungen mit Ludwik Fleck*. Hrsg. von Rainer Egloff. Zürich: Collegium Helveticum (Collegium Helveticum Hefte 1), S. 33–46.

- Fleck, L. (2011). Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse. Hrsg. und komm. von Sylwia Werner und Claus Zittel unter Mitarb. von Frank Stahnisch. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1983). Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1980). Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gombrich, E. H. (1985). Die Kunst der Renaissance I. Norm und Form. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hagner, M. (2010). Sehen, Gestalt und Erkenntnis im Zeitalter der Extreme. Zur historischen Epistemologie von Ludwik Fleck und Michael Polanyi. In: Vergleichendes Sehen. Hrsg. von Lena Bader, Martin Gaier und Falk Wolf. München: Wilhelm Fink (eikones), S. 575–592.
- Heinzle, J./Waldschmidt, A. (Hrsg.) (1991). Die Nibelungen. Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Kehm, T. H. (2015). Der Nibelungenmythos im Ersten Weltkrieg. Die Entstehung kontrafaktischer Narrationen und deren Wirkung auf das Geschichtsbewusstsein. Hamburg: Diplomica.
- Koffka, K. (1923). Zur Theorie der Erlebnis-Wahrnehmung. In: Annalen der Philosophie 3, S. 375–399.
- Kuhn, Th. S. (1970). The Structure of Scientific Revolutions. 2., erw. Aufl. Chicago: University of Chicago.
- Kultermann, U. (1996). Geschichte der Kunstgeschichte. Der Weg einer Wissenschaft, München: Prestel.
- Maaz, B. (2014). Hans Holbein d. J. Die Madonnen des Bürgermeisters Jacob Meyer zum Hasen in Dresden und Darmstadt: Wahrnehmung, Wahrheitsfindung und -verunklärung, Künzelsau: Swiridoff.
- Metzger, W. (1975). Was ist Gestalttheorie? In: Gestalttheorie und Erziehung. Hrsg. von Kurt Guss. Darmstadt: Dietrich Steinkopff, S. 1–17.
- Polanyi, M. (1966). The Tacit Dimension. London: Routledge und Kegan Paul.
- Rheinberger, H.-J. (2005). Ludwik Fleck und die Historizität wissenschaftlichen Wissens. In: Tatsache – Denkstil – Kontroverse: Auseinandersetzungen mit Ludwik Fleck. Hrsg. von Rainer Egloff. Zürich: Collegium Helveticum (Collegium Helveticum Hefte 1), S. 29–31.
- Scherer, W. (1883). Geschichte der Deutschen Literatur. Berlin: Th. Knaur Nachf.
- Schnell, R. (1985). Causa amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur. Bern, München: A. Francke.
- Schweikle, G. (1986). Die Fehde zwischen Walther von der Vogelweide und Reinmar dem Alten. Ein Beispiel germanistischer Legendenbildung. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 115, S. 235–253.
- Sedlmayr, H. (1925). Gestaltetes Sehen. In: Belvedere. Monatsschrift für Sammler und Kunstfreunde 8, S. 65–73.

- von See, K. (1994). *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*. Heidelberg: C. Winter.
- Stadler, F. (1997). *Studien zum Wiener Kreis. Ursprung, Entwicklung und Wirkung des Logischen Empirismus im Kontext*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Trempler, J. (2012). Grundriss zu einer historischen Anthropologie der Bilder. In: *Et in imagine ego. Facetten von Bildakt und Verkörperung. Festgabe für Horst Bredekamp*. Hrsg. von Ulrike Feist und Markus Rath. Berlin: Akademie, S. 3–18.
- Trempler, J. (2010). Die Entstehung einer bildlichen Tatsache. In: *Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Kunst von der Neuzeit bis heute*. Hrsg. von Stefanie Muhr und Wiebke Windorf. Berlin: Reimer, S. 99–111.
- Trempler, J. (2008). (Wiedergelesen) Ludwik Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Suhrkamp: Frankfurt a. M. 1980 (zuerst Basel 1935). In: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik* 5,2, S. 96–97.
- Trenn, Th. J. (1976). The non-rational Dimension of Natural Science. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Geistesgeschichte* 50, S. 1–13.
- Veyne, P. (1987). Glaubten die Griechen an ihre Mythen? Ein Versuch über die konstitutive Einbildungskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Werner, S. (2014). Wissenschaft und Magie. Ethnologische und wahrnehmungspsychologische Motive in Ludwik Flecks Epistemologie. In: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 22, S. 31–48.
- Wertheimer, M. (1925). Über Schlußprozesse im produktiven Denken. In: *Max Wertheimer: Drei Abhandlungen zur Gestalttheorie*. Erlangen: Palm und Enke, S. 164–184.
- Woodward, R. B. (2000). To Hell and Back. In: *The Village Voice*, Dienstag, 6. Juni 2000 (www.villagevoice.com/news/to-hell-and-back-6418323).

Zyklus 3

Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie

Endreß, M.; Lichtblau, K.; Moebius, S. (Hrsg.)

2017, XII, 383 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-13710-6